

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würlklichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Berlin, 1798

Zweiundzwanzigster Brief. Madame Susanna Helder an Demoiselle Sophie
de Vry.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8382

Zweundzwanzigster Brief.

Madame Susanna Helder an Demoiselle Sophie de Bry.

Schon sehnten wir uns sehr nach einer Zeile von meiner zärtlich geliebten und geehrten Tante, als Ihr letzter Brief, dessen Länge ihn uns noch angenehmer macht, uns aus allen Besorgnissen riß. Welch ein Vorzug, in einem so hohen Alter immer noch alle Ihre Seelenkräfte so ungeschwächt zu gebrauchen, so gesund und im unschätzbaren Besiz Ihres Gesichtes, so aufgeweckt, so voll Frohsinn, so voll unbegrenzter Gutthätigkeit zu seyn!

Meine Kinder versichern ihre liebevolle Tante der zärtlichsten Anhänglichkeit und des vollkommensten Respekts. Mein lieber Helder behauptet, eine Tante wie Sie, gebe es in der Welt nicht mehr. Er las Ihren Brief sehr eifrig, ungeachtet er, wenn auch nicht über eigentliche Religionsbegriffe, doch über die äußerlichen Andachtsübungen, nicht einstimmig mit Ihnen

denkt. Gewiß, Tante, Sie müssen, wenn Sie so wohl bleiben, den bevorstehenden Sommer auf Beckenhof zubringen, und wäre es auch nur um unsern theueren und geliebten Domine Veldenaar noch einmal predigen zu hören. Wenn irgend jemand Sie mit den Gesellschaftlichen (von denen Sie gewiß wohl nicht anständig behandelt sind,) auszusöhnen vermag, so ist es dieser würdige Mann.

Der Nutzen und das Vergnügen, welche mir der Briefwechsel mit Ihnen gewährt, treiben mich, eine und andere Bemerkung über Ihren geehrten Brief Ihrer Prüfung zu unterwerfen. Darin sind Sie ohne Zweifel mit mir einig, daß in unserem Lande sehr viele gute, an das Herz dringende, schöne Kanzelreden gehalten werden, die ganz darauf berechnet sind, den unterrichteten Bekenner der Lehre Jesu, beides, zu belehren und zu erbauen. Freilich, was manche äußere Einrichtungen betrifft, die könnten vielleicht wohl besser seyn; aber wer weiß, ob manchem Fehler abzuhelpen stünde, ohne etwas noch Schlimmeres an seine Stelle zu setzen? Wenn z. B. die Kirchenstände allgemein, und für den

ersten den besten wären, welches ein Gedränge und Gestürme, welches ein Geräusch, und wie manche Ungezogenheit dürfte das veranlassen? Zu einer solchen Einrichtung ist der große Haufe (und wie mancher Vornehme gehört nicht in die allerniedrigste Klasse des großen Haufens?) wohl bei weitem noch nicht gebildet und gesittet genug. Und wollte man einige Kirchen für die Armen und Gerungen aussondern, wie häßlich würde das mit dem Geiste einer Religion kontrastiren, die so eifrig auf Gemeinschaft, auf völlige Gleichheit dringt? — Sie sehen, liebe Tante, daß es viel leichter ist, das Unschickliche wahrzunehmen, als es auf die vorzüglichste Art zu verbessern. Uebrigens ist in größeren Städten durch die Frühpredigten noch so ziemlich für die gute Gemelne gesorgt, so viel diesen Punkt betrifft.

Ueber das Predigtwesen laße sich überhaupt viel sagen, und eine tüchtige Reformation wäre in diesem Stücke bei uns, wie allenthalben, höchstnöthig. Wir haben im Ganzen viel zu viel Geschwätz, und zu wenig Unterricht. Es heißt zu viel von Einem Manne fordern, wenn er alle acht Tage eine oder gar zwei gute Predigten

ausarbeite. Welch ein Kopf müßte das seyn, der diesem ungeheueren Unsinnen gewachsen wäre? und wie lange könnte er das aushalten? — Ich bin demnach, bei der jetzigen, wirklich verkehrten und zweckwidrigen Verfassung, immer zufrieden, wenn eine Predigt nur erträglich ist. Unendlich besser und zweckmäßiger wäre es, wenn der große Ueberfluß an Predigten beschränkt, — wenn etwan alle vier oder sechs Wochen nur Eine Predigt gehalten, und die übrigen öffentlichen Andachtsanstalten, die man sehr verkehrt den öffentlichen Gottesdienst nennet, statt einer schalen Kanzelrede, mit eigentlichem Religionsunterricht verbunden würden. Dadurch gewönnen wir ganz gewiß bessere Predigten, und höchstwahrscheinlich bessere Menschen. Wer sich jetzt nur halb zu schämen braucht, wenn er in der Eil zusammengerafftes Gewäsch auf die Kanzel bringt, oder, wie sehr viele thun, aus dem Stegreiffe herhaspelt: der würde dann, wenn er vier Wochen Zeit hätte, sich doch in seinen Krügen und Wagen hinein schämen müssen, wenn er unreifes, unverdautes, unzusammenhängendes Geträtsch von der Kanzel herunterdröhnete,

und seine Zuhörer weder zu erbauen, noch zu bessern beflissen wäre. — Indessen, obgleich es scheinen muß, als ob unsere geringen, einfältigen Leute aus manchen Predigten, die sie so anhören, verzweifelt wenig Nutzen hätten: so hören sie mitunter doch immer etwas von Gott und Jesu; sie hören, daß Fluchen, sich betrinken, u. s. w. garstige Sünden sind; es kommt doch immer etwas von Dankbarkeit, von Geduld in Trübsalen, von Himmel und Hölle vor; und das wissen sie so gut anzuwenden, daß mancher mit nassen Augen, und dem herzlichsten Vorsatze, besser zu werden, nach Hause geht. Sie suchen sich das Ubrige so heraus, und kümmern sich nicht um das, was sie nicht verstehen. Das ist gut, sagen sie, für reiche Leute, die mehr Zeit zu lesen übrig haben. — Sollte es nicht mit der geistlichen Speise wie mit der leiblichen seyn? Da man zugeben muß, daß der gute Vater der Menschen eine vorzügliche nährende Kraft und viel Annehmliches in das gelegt hat, was wir sehr undankbar gemeine Kost nennen: warum sollte man es mir übel nehmen, wenn ich dafür halte, daß im moralischen etwas Aehnliches Statt

finde? — Doch will ich mit dem allen den Sab-
badern, den Stegreiffrednern, den Kanzelpaukern,
und besonders den Apokalyptikern in keine Wege
das Wort geredet haben.

Das Felerliche, Umständliche, mit langen Cä-
rimonten beladene, was Ihnen, meine theuerste
Tante, so viel Zerstreung und Hinderung bei den
öffentlichen Gottesverehrungen bringet, können
andre, mehr sinnliche Menschen, wohl nicht füg-
lich entbehren. Ohne dieses dürften sie das vor-
gesetzte Ziel wohl schwerlich erreichen. Dies sie-
het man in den katholischen Kirchen. Sehr we-
nige Menschen vermögen es, sich Gott als einen
vollkommenen Geist vorzustellen, und noch weni-
ger Menschen sind fähig, Ihm im Geiste und in
der Wahrheit zu dienen. Wer demnach
schwach ist, der esse leichte Speise.

Gern will ich zugeben, daß z. E. eine
Rheinsburger Versammlung noch ziemlich viel
Apostolisches habe; aber die große Frage ist diese:
Würde man eine solche Versammlung, wenn sie
einmal aus mehreren tausend Gliedern bestünde,
wohl in so guter Ordnung halten können? —
Mit einiger Menschenkenntniß und Ueberlegung
müßte

mögte sich das wohl nicht behaupten lassen. Die schönsten Pläne sind, leider! in diesem Stande der Vorbereitung unausführbar.

Ohne Zweifel ließen sich bei der Austheilung des Abendmahls manche heilsame Einrichtungen treffen, wodurch die allgemeine Erbauung sehr befördert werden müßte. Eine der Veranlassung angemessene, kurze, aus Herz dringende Anrede, ein ernstes, herzliches Gebet, würden gewiß von größerem Nutzen seyn, als eine endlose, oft mit weniger Beurtheilung verfaßte Predigt, und das Ablesen eines so ausgearbeiteten (freilich, an sich selbst sehr schönen) Formulars. Doch dieses, liebste Tante, gehört zu den Dingen, welche wohl so bleiben werden, so lange man alles was Abänderung heißt, schädliche Neuerungen nennt, und das simple: Solches thut zu meinem Gedächtnisse, vergißt.

Ueber meine zärtlich geliebte Freundin habe ich Ihnen nur wenig zu sagen. Mit Herrn van Oldenburg muß schlechterdings nichts anfangen seyn, wenn er durch diese Frau nicht beides, ein guter Mensch und ein unsträflicher



Gatte wird. Ihr Charakter ist noch immer so sanft, wie in ihrer ersten Jugend, und für häusliche Unannehmlichkeiten ist sie ganz nicht gemacht. Ich hoffe, daß alles sich noch zum Besten wenden werde. — Ob ich es billige, daß ihr Sohn nach Leiden gehe, das ist eine andre Frage. Daß Wilhelm schöne Anlagen, und ein vortreffliches Herz besitzt, das ist unleugbar; aber er hat auch seine großen Fehler, und starke Leidenschaften. Jetzt ist er hier zum Besuch, und er wird die Ehre haben, Ihnen dieses einzuhändigen. Sie wissen, ich halte außerordentlich viel auf ihn, und es würde mich schmerzlich kränken, wenn er mir jemals Ursache gäbe, meine Gesinnungen für ihn zu ändern. Van Oldenburg ist eine so niedrige Art von einem Manne, und so unbekannt mit allem, was mit seiner Handlung nicht in Verbindung steht, daß er durchaus nicht im Stande ist, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und Wilhelm wird einem solchen Manne wohl schwerlich zu jeder Zeit unterthänig seyn können. Meine Freundin liebt ihren Sohn wirklich auf Kosten ihrer Tochter; dieser, die fünf Jahre älter ist, kann das unmöglich beha-

gen, und obgleich Wilhelm eben so gutmüthig als empfindlich ist, so wird doch die Harmonie zwischen Bruder und Schwester nicht weit her seyn. Van Oldenburgs großer Reichthum mag vielleicht wohl das Seinige beigetragen haben, meine Freundin zu bestimmen. Er hat ihr außerordentliche Vortheile ausgemacht. Da wird er nun fodern, daß die jungen Leute das erkennen sollen: aber gerade keins von beiden ist habfüchtig. Sie hat große Aussichten mit Wilhelm. Die Zeit wird lehren, ob diese Heirath ihm wohl zum Vortheil gereiche.

So sehr auch meine Tochter im Ganzen für Ihre Einrichtungen und Verfahrensart eingenommen ist, so will dem Mädchen doch Ihre Menagerie von Mäusen, und, wie sie besorgt, auch von Katzen, nicht in den Kopf. Aber ich sage ihr, daß es einen Hauptzug Ihres Charakters ausmacht, alles aufzunehmen, was das Groß der Sterblichen verstoßt; daß diese Gutherzigkeit sich nicht auf Ihre Nebenmenschen zu beschränken vermag; daß Sie zum öftern ein armes, gequältes, gemißhandeltes Thier von muthwilligen Jungen gekauft, und nachdem sie

es durch Pflege wieder zurecht gebracht, in Freiheit gestellt haben. In diesem letzten Punkte ist sie mit ihrer geliebten Tante vollkommen einig, und von Ihrer Wohlthätigkeit gegen Ihre junge Gemüsv Verkäuferin ist sie entzückt. Die Thränen dringen ihr ins Auge, wenn sie sich vorstellt, wie sehr Sie von allen, die das Glück haben um Ihnen zu seyn, geliebt werden müssen. Gott erhalte Ihnen, meine theureste Tante, noch lange die beglückende Helterkeit und den Frohsinn, die das Alter so lebenswürdig machen, und durch die selbst der Verstand Reize gewinnt! Wir alle grüßen Sie mit der zärtlichsten Liebe und Hochachtung, und freuen uns darauf, Sie auf Beckenhof zu sehen.

Dreiundzwanzigster Brief.

Jacobine Weldenaar an Christine Helber.

Erst jetzt habe ich Gelegenheit, Ihnen, meine zärtlich geliebte Freundin für alle die unzähligen Beweise Ihrer innigsten Freundschaft zu danken, und durch Sie Ihren theueren Eltern für die Ehre die sie mir erwiesen, und das viele Vergnügen so sie mir verschafft, meine immerwährende Verbindlichkeit zu bezeugen. Grüßen Sie Ihren wackeren Bruder, und bitten Sie ihn, wenn er an unsern Wilhelm schreibt, ihm auch in meinem Namen für sein freundschaftliches Briefchen, und für seine angenehme und unterhaltende Gesellschaft zu danken, — vor allem aber für seinen so herrlich gerathenen Profil meiner Freundin. Mein Vater, ein trefflicher Kenner der Zeichenkunst und der Schönheit, konnte sich nicht satt daran sehen, und weiß nicht, was er mehr bewundern soll, das schöne, edelste, griechische Profil, oder das Talent des